

„... Dinge, über die man besser nicht mehr spricht...“

Erinnerungen und Überlegungen zu Lorenzers Schweigen

„Wieso haben Sie eigentlich die Zeit des Nationalsozialismus nie zum Thema Ihrer Seminare gemacht?“ Die Frage hatte sich im Lauf des Gesprächs plötzlich doch noch ergeben. Der Professor, schon seit geraumer Zeit emeritiert, war gebrechlich geworden, umso dankbarer war ich, ihn noch einmal besuchen zu dürfen. Auf die Frage hin blickte er lange konzentriert auf irgendwelche Bilder vor seinem inneren Auge, seufzte dann und hob den Blick wieder: „Ach, wissen Sie, es gibt Dinge, über die man besser gar nicht mehr spricht!“ Es war ein sehr berührender Moment, denn ich konnte spüren, dass er durch die Frage unvermittelt an Schreckliches, Grauensvolles erinnert war. Diese Erinnerungen hatte er nicht mitteilen wollen, er hätte sie wohl den Studierenden nicht zumuten wollen und hätte ihr Wiederaufleben vielleicht auch selbst nicht ertragen.

Der Professor könnte Alfred Lorenzer gewesen sein, genauso gut aber auch einer der anderen Professoren, bei denen ich in den 70er- und 80er-Jahren studiert hatte. Viele der damals interessanten, kritischen Soziologen, Pädagogen und Psychoanalytiker waren aus der Generation der Flakhelfer oder als junge Männer noch in der Wehrmacht. Sie alle hätten viel eigene Erfahrungen beitragen können zu Forschungen über das Aufwachsen in autoritären Strukturen, sie hätten aus eigenem Erleben heraus Sozialisationsmechanismen anschaulich machen können, die entweder zu Anpassung oder aber zu Eigenständigkeit und Mündigkeit führen. Es ist bedauerlich, dass wir alle diese Erfahrungen damals nicht nutzen konnten.

Wenn nun ein verschwiegenes Faktum aus Lorenzers Leben, seine NSDAP-Mitgliedschaft, publik wird, leben spannende Fragen aus den 80er-Jahren wieder auf: Warum haben sich die noch am Nationalsozialismus Beteiligten, auch die späteren Hochschullehrer, so selten selbst offenbart und öffentlich mit ihrer Geschichte auseinandergesetzt? Warum gab es kein Gespräch darüber zwischen ihnen und den Studierenden der Nachkriegsgeneration? Welche Rahmenbedingungen fehlten, um solchen Gesprächen Raum zu geben? Dazu möchte ich hier einige Überlegungen anbieten und dabei von meinen persönlichen Erfahrungen an der Universität, insbesondere bei Lorenzer, ausgehen.

Als Kuckucksei bei Lorenzer

Das letzte Promotionsverfahren, mit dem Lorenzer meines Wissens als Professor befasst war, fand am 2. Februar 1990 seinen Abschluss. Drei Tage später sollte im

Direktorium des Fachbereichs über seine Emeritierung und Nachfolge gesprochen werden, in der Nacht davor erlitt er einen Schlaganfall. Bei dieser letzten Disputation ging es um meine Dissertation zum Thema „ ‚Heikel bis heute‘: Frauen und Nationalsozialismus - Der Opfermythos in Christa Wolfs ‚Kindheitsmuster‘ “. (Waldeck 1992)

Lorenzer hatte mich seinerzeit als Doktorandin keineswegs gern angenommen. Ich forschte über weibliche Adoleszenz und hatte zunächst vor, dafür Tagebücher junger Frauen zu untersuchen. Seine damalige Assistentin wollte die Arbeit inhaltlich betreuen und bat Lorenzer, formal als Betreuer zu fungieren. Er erklärte sich etwas grummelnd dazu bereit. Mein erster Entwurf hatte sich an der bei Lorenzers Doktoranden üblichen Gliederung orientiert: erstmal ein Kapitel zur Symboltheorie, dann mein eigenes Thema. Als ich ihm das Konzept 1982 vorlegte, grummelte er wieder: Ob es nicht sinnvoller sei, vom Konkreten zum Abstrakten vorzugehen? Ihm würde das eher zusagen! Ich bin Lorenzer heute noch dankbar dafür, dass er mich ermutigte, meine eigenen Anliegen in den Vordergrund zu stellen und ihm nicht noch eine weitere Zusammenfassung seiner Theorien herunterzubeten. Nur verlagerte sich dann mein Forschungsgegenstand.

Das Thema Nationalsozialismus kam mir nicht über die Uni nahe, sondern über eine externe Arbeitsgruppe, die zur Frauengeschichte in Frankfurt arbeitete und sich mit Frauen befaßte, die hier im Widerstand waren, aber auch mit Frauen, die in NS-Organisationen aktiv waren oder ganz bürgerlich „unpolitisch“ gelebt hatten. Wir machten Interviews mit etlichen Zeitzeuginnen und werteten sie auch unter der Fragestellung aus, was vom Erleben und Handeln der Frauen auch für uns als Töchtergeneration noch relevant ist, was uns vielleicht gar geprägt hat. Diese Frage, was als „Gefühlserbschaften“ an uns übergegangen sei, entzündete dann eine ungeheuer destruktive Dynamik. Schließlich zerbrach die Gruppe über der Auswertung der Interviews, das Projekt wurde eingestellt. (Die Restgruppe hat später einen Aufsatz zu diesem Prozeß publiziert: Hölscher u.a. 1988: Heimliche Kontinuitäten.)

Mit den verstörenden Erfahrungen in der Gruppe hatte ich aber mein Thema gefunden. Ich las nun Christa Wolfs Roman „Kindheitsmuster“ als die Erzählung einer Frau der Müttergeneration und versuchte zu erfassen, was von diesen Erlebens- und Erklärungsmustern an mich und meine Generation übergegangen ist. Zum Glück gehörte ich einer Arbeitsgruppe an, die aus Studentinnen der Ethnopsychanalyse und aus Teilnehmerinnen an Lorenzers Tiefenhermeneutikseminaren bestand. Diese Arbeitsgruppe trug mein Anliegen mit, las und diskutierte Textpassagen aus „Kindheitsmuster“ und meine Interpretationen. Es entwickelte sich ein lebhafter Prozess, die Gruppendiskussionen entfalteten ein breites Spektrum an Reaktionen, also Gegenübertragungen, die die sonst oft unbewussten Bewegungen zwischen Abwehr und Annäherung im Dialog mit der Elterngeneration greifbar machten.

Ich arbeitete mit großem Eifer, bekam nebenher allerdings Zweifel, ob Lorenzer eine solche Arbeit vom Thema wie von der Methode her annehmen würde. Aber das war nun nachrangig, ich würde irgendwo eine Möglichkeit finden, die Arbeit einzureichen. Dann las ich, dass der „Arbeitskreis politische Psychologie“, kurz „Popsy“, für 1988 eine Tagung zu „Psychohistorie und/oder politische Psychologie?“ plante. Ich reichte ein

Exposé ein, weil ich meine Arbeit, auch wenn noch in der Entstehung, für passend hielt. Als ich den Organisator der Tagung in anderm Kontext traf, fragte ich, ob er mein Exposé erhalten habe. Ja, aber ich sei nicht als Referentin eingeplant. Ich fragte, wer das entschieden habe. „Ich!“ Ich schaute nun doch etwas verwundert, weil ich nicht erwartet hatte, dass der Popsy-Planung keine demokratischen Gruppenentscheidungen zugrunde liegen, sondern dass ein Mann allein darüber befinden darf. Eine Woche später hatte ich immerhin doch die Einladung zu einem Referat.

Am Morgen der Tagung saß zu meiner Überraschung Lorenzer im Publikum, den ich lange nicht gesehen und gesprochen hatte. Einige seiner Schüler würden referieren, was ihn wohl zur Teilnahme veranlaßt hatte. Ich trug also Ausschnitte meiner Arbeit vor (Waldeck 1989). Beim freundlichen Applaus drängte sich dann Lorenzer zu mir durch und - fiel mir um den Hals. Die Bestuhlung war eng, ohne Tische, ich hatte meine Papiere auf dem Schoß und die Hände nicht frei, war diesem netten Überfall komplett ausgeliefert. Während Lorenzer mich umarmte und mir dankte, sah ich über seinen runden Rücken hinweg die entsetzten Gesichter seiner Schüler. Ich war ja genauso fassungslos, denn mit soviel Spontaneität und Herzlichkeit hätte ich bei keinem Professor, ganz bestimmt auch nicht bei Lorenzer, gerechnet.

Was nun seine überschwängliche Reaktion bei der Popsy-Tagung ausgelöst hat, bleibt mir ein Geheimnis, denn wir sind uns nie wieder so nah gekommen und haben auch keine unverkrampften Gespräche über meine fertige Doktorarbeit geführt. In seinem Gutachten zu meiner Dissertation vom 22.1. 1990 - Kennern des Prozedere sei versichert: Lorenzer hat es ganz allein geschrieben - geht Lorenzer sehr auf mein methodisches Vorgehen, die „Wirkungsanalyse“ ein. Er sieht, daß es mir um meine Generation ging und die Erbschaften, die auf ihr lasten, bedauert aber, daß ich die Tiefenhermeneutik nicht stärker für eine „Erforschung der vergangenen Lebenswelt“ genutzt habe.

Ich nahm seine so lebhaft bekundete Freude bei der Popsy-Tagung als Anerkennung dafür, dass ich seine Tiefenhermeneutik so angewandt hatte, wie er sich das meiner Vermutung nach eigentlich vorstellte. Aber ich kann mich täuschen: vielleicht hat er sich ja auch deshalb gefreut, weil sich jemand dieses so tabuisierten Themas angenommen hat. Oder aus beiden Gründen.

„Selbstpreisgabe“ - mein produktives Mißverständnis

Als Psychologiestudentin, also in den 70-er Jahren, hatte ich wenig Interesse für Lorenzers Theorien und Veranstaltungen aufgebracht. Seine Seminare und Bücher waren für mich schwer zugänglich geblieben, erschienen mir oft unlebendig und angestrengt. Eines Tages aber, wohl Anfang der 80er-Jahre, ich war schon am Ende des Studiums, riet mir G., ein alter Bekannter, doch unbedingt mal Lorenzers Literaturinterpretationsseminare zu besuchen. Da gehe es lebendig zu, das könnte mir gefallen! Lorenzer entwickle dort eine neue Methode, die Tiefenhermeneutik, und habe dazu auch ein Papier

verfasst mit dem Titel "Verführung zur Selbstpreisgabe". Das Papier war gerade vergriffen, ich bekam es erst Jahre später in die Hand.

Der Titel hatte mir aber sofort eingeleuchtet: Wenn man etwas interpretieren will, muss man doch wohl etwas von sich selbst preisgeben? Man offenbart doch, was einen an dem Text berührt, was irritiert, was man dazu denkt und assoziiert. Das Wort „Selbstpreisgabe“ für diese Selbstoffenbarungen und Selbstbefragungen schien mir zwar etwas überzogen und verquer, aber das genau erwies sich dann später ja auch als Missverständnis. Zunächst aber war mir Selbstoffenbarung von klein auf nicht fremd. Denn ich war in einem pietistischen Pfarrhaus aufgewachsen. Wenn mein Vater predigte, sprach er auch von sich, er wollte überzeugen, indem er offenlegte, was ihm sein Glaube bedeutet. Manchmal brachte er in seinen Predigten auch Beispiele aus der Familie, Szenen mit uns Kindern, die die Zuhörerinnen zum Schmunzeln und zum Nachdenken brachten. Dass die Mitteilung von Persönlichem beim Gegenüber etwas bewirkt, indem sie lebendiges Interesse erzeugt, hatte ich also schon als Kind erfahren können. Dementsprechend war mir auch im Studium die Psychoanalyse und hier die Arbeit mit der Gegenübertragung und mit wechselseitigen Beziehungen besonders nah. In meiner Diplomarbeit von 1981 befasste ich mich damit, wie sich eine psychoanalytische Gruppensupervision (bei Peter Kutter) auf meine Arbeit in der Psychiatrie ausgewirkt hat. Dazu untersuchte ich meine damals verfassten Protokolle auf meinen eigenen Entwicklungs- und Veränderungsprozess hin. Auch in dieser Arbeit hatte ich viel von mir preisgegeben.

Als ich dann, neugierig und unvoreingenommen, an den Tiefenhermeneutik-Seminaren teilnahm, sah ich mich zunächst in der Vorstellung bestätigt, dass Selbstoffenbarung ein produktiver Bestandteil eines forschenden Prozesses im Rahmen psychoanalytischer Sozialforschung sei. Es war geradezu atemberaubend, was dort an Assoziationen, Vermutungen, Spekulationen zu den jeweiligen Texten geäußert wurde, es war manchmal auch bis an die Grenze der Peinlichkeit gehend, was die Teilnehmerinnen dabei von sich selbst offenlegten. Insgesamt war es ein munteres und sehr engagiertes forschendes Arbeiten. Alle wollten über den manifesten Text hinaus einen latenten Gehalt greifbar machen und zur Sprache bringen. Nur was das Latente sei und wo es wohl stecke, war ziemlich schleierhaft und führte zu endlosen methodischen Debatten. In Lorenzers Gutachten zu meiner Dissertation scheint auch die Hoffnung auf, mittels der tiefenhermeneutischen Analyse von Texten Vergangenheit rekonstruktiv verstehen zu können. Wurde das Latente als etwas Vergangenes gesehen, das man freilegen könnte wie in der Archäologie? Für mich ging es nicht um objektive Befunde über Vergangenes, sondern um die Beziehung zwischen dem Damals und dem Heute.

Zwischen den Zeilen stand allerdings nichts dazu, was der Text intendiert. Der Text legt nicht nahe, wie wir ihn lesen sollen. Ingeborg Bachmann hatte in ihrer Poetikvorlesung gesagt, dass einem Dichter im glücklichsten Falle zweierlei gelingen könne: „seine Zeit zu repräsentieren und etwas zu präsentieren, für das die Zeit noch nicht gekommen ist“. (Bachmann 1982, S. 196) Lorenzer hatte deshalb in Bezug auf das noch nicht Sagbare geschrieben: „Es gilt, die Wirkung, die sich im ‚Leser‘ einstellt, zu verstehen und im

‚Leser/Interpreten‘ einsichtig zu machen, um so die Grenze zu den noch-nicht-bewußtseinsfähigen Lebensentwürfen zu verändern.“ (Lorenzer 1986, S. 85f)

Also saß ich oft im Seminar, hörte zu und dachte: was diese Gruppe inszeniert und thematisiert, das ist doch von den Texten ausgelöst, hier manifestiert sich, was der Text bewirkt. Hier, in der Dynamik der Gruppe, im Zusammenspiel der Teilnehmerinnen, wird das Latente doch greifbar! Man muss es nur „pflücken“, als Phänomen der Gruppe verbalisieren, meinetwegen: deuten. Denn in der Gruppe wird etwas ausgesprochen, in Worte gefasst, das der Text auch schon enthält, hier wird etwas kontrovers diskutiert, was als Widerspruch im Text angelegt ist, hier wird uns etwas bewusst, das vom Text angeregt wurde und das uns, je einzeln und als Gruppe, verändert. Lorenzer hat diesen Aspekt der tiefenhermeneutischen Textinterpretation auch so formuliert: Während in der therapeutischen Analyse der Patient erreichbar und veränderungsbereit sei, ist der Autor eines Textes dies nicht. Bei der Literaturinterpretation „ist der Autor unerreichbar und der Text ist unabänderlich, nur der Interpret ist veränderlich und kann sich unter dem Eindruck von Text und Textinterpretation wandeln.“ (Lorenzer 1986, S. 18)

Für mich war es von daher völlig einleuchtend, dass psychoanalytische Sozialforschung, wenn sie mit Texten, sei es Literatur oder Interviews, arbeitet, das „subjektive Texterlebnis“ (ebd., S. 19) als Erkenntnismittel nutzen kann und muss, um etwas bisher noch nicht Sagbares, etwas gesellschaftlich Verdrängtes oder Tabuisiertes, zur Sprache zu bringen. Dazu muss das subjektive Erleben allerdings benannt, also etwas preisgegeben werden. Und hier kommt nun mein Missverständnis mit dem ominösen Papier zur „Selbstpreisgabe“ ins Spiel. Lorenzer hatte in diesem Text mitnichten den Aspekt der Selbstoffenbarung thematisieren und als Teil seiner Methode ausarbeiten wollen, sondern hatte ein Gedicht von Rudolf Alexander Schröder interpretiert und - ohne dabei etwas Persönliches von sich zu offenbaren - die „Verführung zur Selbstpreisgabe“ in diesem Gedicht freigelegt: Während das Gedicht suggeriere, man könne sich einer Sache anvertrauen, werde man hinterrücks zur Selbstaufgabe, zur Unterwerfung verführt oder genötigt.

Während ich also davon ausging, dass Selbstoffenbarung und Selbstreflexion einen produktiven Anteil am Erkenntnisprozeß haben, galt Subjektivität vielen andern als etwas, das nahe an Selbstpreisgabe im Sinne von Selbstaufgabe und Unterwerfung war. Vielleicht liegt dieser Abneigung gegen Subjektives die Erfahrung der Generation Lorenzers im Nationalsozialismus zugrunde: Wer sich, wie wohl auch er, verführen ließ, muß nach der Desillusionierung immer darum bemüht sein, sich selbst nie wieder derart preiszugeben. Aber neben dieser Hypothese hat die Vermeidung des Subjektiven sicher noch vielschichtigere Gründe. Einige davon möchte ich hier noch skizzieren.

Subjektivität und Befangenheit

In deutlicher Erinnerung habe ich eine wiederkehrende Szene in den Seminaren zur Tiefenhermeneutik: während die Assoziationen zu einem Text oder auch einem bildneri-

schen Kunstwerk überbordeten oder daherschlichen - die Dynamik war halt sehr wechselhaft - sprang Lorenzer als Seminarleiter gelegentlich auf, drehte der ganzen quirligen und interpretationsbegierigen Gruppe den Rücken zu und malte eifrig Diagramme an die Tafel zur Frage, wo und wie der latente Textgehalt zu erfassen sei, Diagramme, wie sie auch in seinem Aufsatz „Tiefenhermeneutische Kulturanalyse“ von 1986 (S. 61, S. 66) zu finden sind. Hat er sich aus der brodelnden Dynamik an die Tafel gerettet, in methodische Debatten zurückgezogen? In meiner erwähnten außeruniversitären Arbeitsgruppe, die so frei und produktiv arbeitete, gab es wiederholt Momente, in denen die Gruppe losgickelte: „Na, bringst Du wieder Theorie als Abwehr?!?“ Es waren jeweils Momente, in denen eine/r von uns, anstatt sich weiter auf den Text einzulassen, in theoretische Argumentationen abschweifte. Unsere Gruppe war da sehr genau: Das Ausweichen gegenüber brisanten Einsichten mithilfe theoretischer oder methodischer Exkurs wurde zum Glück immer wieder wachsam erkannt. Und das ganz ohne Moderator/in, wir behielten uns wechselseitig und solidarisch im Blick.

Lorenzer hat im eben genannten programmatischen Aufsatz zur Methode auch kurz und etwas halbherzig diese Gruppenprozesse angesprochen, hat auf ihre Ähnlichkeiten mit Balintgruppen verwiesen und erwogen, daß auch bei der Literaturinterpretation ein Gruppenmoderator, sinnvoll sein könne, „der nicht so sehr auf sein eigenes Textverstehen reflektiert als vielmehr auf das Textverstehen der anderen. Er hat die Linie des manifesten Textsinnes und die Facetten des auftauchenden latenten Sinnzusammenhanges festzuhalten.“ (ebd., S. 87) In der großen Seminargruppe wäre ein solcher Moderator oder eine Moderatorin sicher sinnvoll gewesen. Aber weder hat Lorenzer diese Rolle eingenommen, noch haben wir SeminarteilnehmerInnen eine dem Konzept entsprechende Moderation und eine entsprechende Selbstreflexion des Gruppenprozesses als Wirkung des Textes eingefordert.

Warum weder Lorenzer noch die Studierenden die Umsetzung seines methodischen Entwurfs ausprobiert haben, wird vielleicht aus einer Bemerkung auf derselben Seite erklärlich. Dort schreibt Lorenzer: „unerläßliche Voraussetzung eines interpretierenden Umgangs mit den im Text angebotenen Lebensentwürfen ist sicherlich eine Klärung der eigenen Befangenheiten.“ (ebd.) Was wäre geschehen, wenn wir unsere eigenen Befangenheiten zu einer Erzählung wie „Oberst Chabert“ von Balzac, erschienen 1832, angesprochen hätten? Haben wir damals thematisiert, daß unsere Väter überwiegend ebenfalls Kriegsheimkehrer waren? Warum haben wir einen Text des 19. Jahrhunderts gewählt und nicht Borchert oder Böll oder gar Bachmann?

Ich erinnere mich an eine Seminarsitzung, bei der wir das Gemälde „Dorfausgang im Winter“ von Courbet, entstanden 1870, vor uns hatten. Eine der munter geäußerten Assoziationen lautete, daß in dem stillen Haus dort im Vordergrund gerade ein Vatermord stattgefunden haben könnte. Mein Blick ging etwas erschrocken zum schon sehr gebeugt sitzenden Lorenzer, der aber eher ungerührt blieb. Was wäre gewesen, wenn hier jemand moderierend eingegriffen hätte? Wäre uns aufgefallen, dass wir Vatermorde im 19. Jahrhundert frei fantasieren können, nicht aber im 20. Jahrhundert? Wäre uns dann klar geworden, dass die meisten von uns Väter hatten, die man gar nicht mor-

den konnte, weil sie schon als Kriegsheimkehrer seelisch eher tot als lebendig waren? Weil sie womöglich selbst gemordet hatten? Und wussten, was Mord ist, so das Phantasieren darüber uns als Nachkriegsgeneration unmöglich war, weil die Realität die Phantasien überstieg? Haben wir uns und Lorenzer solche Fragen gestellt? Gab es Antworten? Ich erinnere mich nicht.

Die Sprengkraft der Subjektivität

Aber nicht nur Lorenzer als Hochschullehrer rang mit der Subjektivität, auch in anderen Disziplinen, selbst in der institutionalisierten Psychoanalyse, war (und ist) der Umgang damit schwierig. „Wird Subjektivität zum Erkenntnismedium, so bedeutet das, daß der Erkenntnisprozeß mit dem Lebensprozeß identisch wird“, schreibt Erdheim. (1988, S. 80). „Subjektivität läßt sich nicht partialisieren“, sie beansprucht „die ganze Person des Forschers“ (ebd.) Aber sie beansprucht eben nicht nur, sie bereichert auch um wahrlich verändernde und befreiende Einsichten. Gerade deshalb hatte unsere Nachkriegsgeneration die Angebote, Subjektivität ernst zu nehmen und in Forschung und Praxis einzubeziehen, ja auch aufgegriffen. Sie hat die Angebote gehört, aber eher wie einen Sireningesang, dem man besser doch nicht nachgeben sollte - oder einfach nicht konnte. Subjektivität galt und gilt in einem Wissenschaftsbetrieb, der nur objektive Befunde ernst nehmen und wertvoll finden kann, als störend, ja als bedrohlich. Erdheim sagt über das Wissenschaftsverständnis Max Webers: „Dieses männliche und heldenhafte Selbstverständnis des Wissenschaftlers steht unter der Herrschaft eines strengen, ja grausamen Über-Ichs, das mit der Subjektivität des Forsches auch diejenige der Menschen, mit denen er sich beschäftigt, zerstört.“ (Erdheim 1988, S. 81).

Schauen Sie mir den Sammelband an, der aus jener oben erwähnten Tagung zur Psychohistorie entstand und den Titel „Subjektivität und Geschichte“ trägt (Busch und Krovoza, Hg., 1989), wird der Kampf zweier Strebungen deutlich: Zweifellos gab es eine Sehnsucht nach Subjektivität, nach Selbstbefragung und der damit verbundenen Selbstbefreiung, aber die Angst muß groß gewesen sein. Eine Begriffsbestimmung für „Subjektivität“ finde ich nicht. Ich finde auch keinen Text - außer dem Beitrag von mir -, in dem persönliche Äußerungen gemacht werden. Aber ich stolpere heute beim Blättern in den Artikeln der Kollegen über einleitende Sätze wie „Diese Arbeit hat sich die Aufgabe gestellt...“ In diesem damals üblichen wissenschaftlichen Jargon ist nicht nur das subjektive Interesse verschwunden, sondern sicherheitshalber auch gleich noch das forschende Subjekt (grammatikalisch) ausgelöscht. Mir fallen jetzt auch Wendungen auf wie: „Fangen wir damit an, daß...“, oder: „Macht man sich aber klar, daß...“, oder: „Übersehen wir auch nicht, daß...“ und schließlich: „Nachdem wir analysiert haben, wie...“ Wenn ich solche Phrasen heute lese, verstehe ich sofort, warum ich schon damals immer müde wurde: Es war meine Abwehr gegen eine Vereinnahmung, dasselbe sehen und denken zu sollen wie der Autor. Solche Floskeln muten zumindest paternalistisch an, sie wirken übergriffig.

Und dann machen meine Assoziationen gerade im Moment einen Sprung, und ich denke: So hätte mein Vater nie gepredigt, in der „Wir“-Form, vereinnahmend. Dabei hätte es nahegelegen bei einem pietistisch-frommen Pastor, der andere gern bekehren wollte. Mir fällt ein, dass er seine theologische Ausbildung im Herbst 1945 begann, an einer Prediger-Schule in Wuppertal-Barmen. War der Geist der Barmer Erklärung, also des Manifests der Bekennenden Kirche, in ihm mehr verankert, als ich es bisher wahrgenommen habe? Hatte er in seiner Ausbildung gelernt, dass Vereinnahmung und Bevormundung ungehörig sind? Kommen mir also über ein kleines Brainstorming zu Lorenzer noch neue Ideen zu meinem Vater? Mir hatte eigentlich die vor Jahren gewonnene Einsicht schon viel bedeutet, dass ich, die ich mich weit vom Elternhaus hatte wegbewegen wollen, doch letztlich bei zwei schwäbischen Pietisten studiert habe. Dass Peter Kutter, den ich als offenen und engagierten Psychoanalytiker kennengelernt hatte, nach seiner Emeritierung und zurück in seiner schwäbischen Heimat, eifrig in Gemeinde und Kirchenchor aktiv war, hatte mich erstaunt und mir die Augen dafür geöffnet, dass auch Lorenzer, obzwar katholisch geprägt, eine ebenso sinnliche, dem Leiblichen und dem Leidenden, eben Subjektiven zugewandte Grundhaltung hatte. Mit meiner Wahl des Studienortes Frankfurt, dem Hort linker Praxis und Theorie, war ich also weniger weit vom Elternhaus weggekommen als ich gedacht hatte. Aber irgendwie passte es ja auch, dass ich mir so in gewisser Weise hatte treu bleiben können.

Mein Gedankensprung zeigt: Es kann sich lohnen, das scheinbar Störende, das meinen Argumentationsgang zu unterbrechend droht, wahrzunehmen und ihm einen Moment lang nachzuhorchen. Das Ärgernis der „Wir“-Phrasen hat mir zu einem neuen Gedanken in Bezug auf meinen Vater und meine Geschichte verholfen. Das sieht nach einer tiefenhermeneutischen Etüde aus, nämlich: Ausgehend von der Irritation angesichts eine Sprachfigur über die Wirkungsanalyse einschließlich persönlicher Assoziationen zu einem kritischen Gedanken zu kommen: Wie uns mit kleinen Wendungen wie diesen „Wir“-Sätzen Denkmuster übergestülpt werden und die Selbstständigkeit des Denkens unterbunden werden kann. Ich führe diesen Gedanken aber nicht als Fingerübung aus, sondern deshalb, weil er mir deutlich macht, dass ich über eine kleine Irritation und die Klärung meiner Befangenheit ganz schnell wieder bei historischen Themen bin, beim Nachdenken über die Folgen des Nationalsozialismus. Dass diese Assoziationen auch im Rahmen der Tiefenhermeneutik-Seminare immer ganz schnell präsent gewesen wären und ihre Sprengkraft entfaltet hätten, dürfte ebenfalls dazu beigetragen haben, dass Lorenzer seine eigenen methodischen Entwürfe nicht aufgriff.

Subjektivität und institutionalisierte Abwehr

Die Universtität als Institution stand und steht in einer Tradition männlicher Dominanz, die sich auch im Bereich der Kritischen Theorie und der psychoanalytischen Sozialpsychologie beharrlich behauptete. Als Kuckucksei im Umfeld Lorenzers gelandet, behielt ich den Blick der Fremden bei, ich gehörte nie zum engen Kreis. Dieser war, auch wenn

einige Frauen darin engagiert waren, deutlich männlich dominiert. Ich nannte es damals eine Brüderhorde, andere sprachen von einem Rudel. Lorenzer wurde eifersüchtig bewacht, wie ich ja bei jener Tagung beobachten konnte. Auch die dominante Attitüde bei der Referentenauswahl hatte ich erwähnt. Es geht bei solchem männlichen Gehabe sicher zum einen darum, Pfründen zu sichern und die begrenzten Stellen unter sich aufzuteilen. Es geht aber viel mehr noch darum, mit allem, was als „weiblich“ konnotiert ist, möglichst nicht in Berührung zu kommen. „Subjektivität und das Sich-auf-andere-Einlassen nimmt den Charakter von ‚Weiblichkeit‘ an, wogegen all die einsozialisierten Abwehrformen mobilisiert werden können“, schreibt Erdheim (a.a.O.) im Zusammenhang mit Max Webers Wissenschaftsverständnis.

Noch heute werden in Sammelbänden Texte von Frauen gern in den hinteren Teil verbannt und mit Adjektiven wie „autobiografisch“ vorgestellt. Ein Beispiel: In der Einleitung zu „Unbewußte Erbschaften des Nationalsozialismus“, 2014 herausgegeben von Jan Lohl und Angela Moré, heißt es über die Artikel: Artikel A „stellt die Frage... zieht exemplarisch heran..“, Artikel B „skizziert detailgenau und kenntnisreich“, C „vertieft die Frage...“, D „untersucht exemplarisch“, E „thematisiert .. und beschreibt“, F „veranschaulicht ...autobiografisch“, G „fragt ... und kommt zu der Erkenntnis“, H hat „sich auseinandergesetzt ... und reflektiert..“, Artikel I „untersucht empirisch... und vertritt theoretisch kenntnisreich und empirisch sensibel...“ (alle Vokabeln der Reihe nach zu finden auf S. 10ff). Nur die ersten Artikel werden mit Begriffen „harten“ wissenschaftlichen Arbeitens vorgestellt, bei Artikel E wird es eher musisch. Die Artikel A bis D sind tatsächlich von Männern geschrieben, E bis H von Frauen. Der letzte Artikel, es wundert nicht, von einer Frau und einem Mann gemeinsam.

25 Jahre nach dem oben erwähnten Sammelband des Arbeitskreises Politische Psychologie hat sich im Stillen eine Tradition erhalten: Wissenschaft ist männlich und nüchtern, gefühlvoll und betulich sind Frauen, das ist unwissenschaftlich. Wer sich auseinandersetzt, etwas beschreibt, gar auf die Familiengeschichte rekurriert, steht immer noch im Verdacht, nicht wirklich wissenschaftlich zu arbeiten, sondern „Betroffenheitslyrik“ zu produzieren, wie es damals abfällig hieß. Daß es sich auch dann um wissenschaftliche Arbeit handeln kann, wenn man/frau den Weg der Erkenntnis vom Konkreten zum Abstrakten wählt, hat zwar Lorenzer schon nahegelegt, aber es ist dann verdächtig subjektiv. Ich fürchte, die institutionalisierte Psychoanalyse, die klinische wie die sozialforschende, wird auch die Theorie und Praxis der Intersubjektivität aufnehmen und Subjekte in ihrer Interaktion beforschen und sezieren können, ohne dass je ein Funken der Subjektivität des Forschers preisgegeben wird.

Auch wenn die Studentenbewegung den Muff der Traditionen davonfegen wollte, hat sich das Männerbündische der Institution Universität als robust erwiesen. Dies ist eins der Spannungsfelder, in denen Lorenzer mit seinem Bemühen um eine emanzipatorische Sozialforschung, also auch um die Zuwendung zum Leid, eingespannt war. Nun war Lorenzer nicht nur Hochschullehrer, sondern als Psychoanalytiker auch Mitglied einer psychoanalytischen Fachgesellschaft. Ich nehme an, der Deutschen Psychoanalytischen Vereinigung, DPV. Diese Fachgesellschaft hatte sich nach 1945 neu gegründet

und stand im Kontrast zur Deutschen Psychoanalytischen Gesellschaft, DPG, die personelle Kontinuitäten aus der Zeit des Nationalsozialismus aufwies. Die DPV war deshalb besonders auf ihren Ruf als unbelastete und für jüdische Remigranten offene psychoanalytische Gruppierung bedacht. Auch in den Fachgesellschaften war das Schweigen über die eigene Geschichte und die Teilhabe am Nationalsozialismus dringend geboten, um das Zusammenarbeiten nicht zu gefährden.

Es ist zu vermuten, dass der Austausch untereinander nicht so einfach war. Einen kleinen Einblick gibt ein Interview, das Wilhelm Rösing (2014) mit Aloys Leber geführt hat, der Professor für Heilpädagogik in Frankfurt war - um einen weiteren für meine Studienzeit bedeutsamen universitären Psychoanalytiker einzubeziehen. Leber wird hier nach seinen Kollegen im Institut für Kinder- und Jugendlichen-Psychoanalyse gefragt. Leber bestätigt, daß er gewußt habe, dass sein Kollege Lutz Rosenkötter während des Nationalsozialismus irgendwie in Berlin überlebt habe, „irgendwo untergetaucht“ war, aber er habe ihn nie danach gefragt. Leber ist mit seiner Sprachlosigkeit damals sicher nicht der einzige gewesen. Wie verdruckt und gequält die Gespräche in den psychoanalytischen Instituten gewesen sein müssen, mag ich mir kaum vorstellen.

Wie mögen Balint-Gruppen verlaufen sein, Fallbesprechungen zu PatientInnen in den Nachkriegsjahren? Welche Lasten aus der eigenen Geschichte müssen verdrängt worden sein, um überhaupt miteinander arbeiten zu können als PsychoanalytikerInnen mit derart verschiedenen Lebensgeschichten? Wehrmachtsangehörige, Parteimitglieder, TäterInnen und MitläuferInnen, die ihre Geschichte zu verbergen suchten, um den Ruf der Institution rein zu halten und um mit Kollegen arbeiten zu können, die Überlebenden der nationalsozialistischen Verfolgung waren? Und wie ging es dieser Gruppe, was wollten, was mußten die Überlebenden verschweigen, um im Nachkriegsdeutschland mit Engagement wieder Psychoanalyse zu betreiben? (In der Gruppe 47 und anderen Gruppen des künstlerischen Lebens dürfte es ähnlich schwierig gewesen sein.)

Mit der Universität und den psychoanalytischen Fachgesellschaften sind zwei der sozialen Orte auszumachen, an denen sich der Konflikt zwischen dem Streben nach emanzipativer Erkenntnis und den Abwehrmechanismen aus Angst vor der Sprengkraft der konkreten biografischen Subjektivität manifestierten. Es ist aber noch ein dritter „sozialer Ort“ als Brennpunkt der Spannungen zu berücksichtigen: Das Generationenverhältnis.

Zur Generationenspannung im Nachkriegsdeutschland

Dazu möchte ich noch eine Bemerkung einbeziehen, die ein emeritierter Hochschullehrer und Analytiker mir gegenüber in einem Rückblick machte: Er sagte „dass ich damals bei allen Sympathien für die Studenten-Bewegung immer gedacht habe, dass die jungen Menschen der Kriegsgeneration nicht gerecht werden. Die damaligen Soldaten der Wehrmacht handelten, so wie viele Armeen auf der Welt, im guten Glauben für eine gute Sache.“

Auch diese Sätze könnten von Lorenzer stammen, oder sind eben von einem andern meiner damaligen Professoren. Sie zeigen etwas, das uns als Studierenden damals wohl kaum in den Sinn gekommen wäre. Wir sahen in ihnen gern Alternativen zu unsern Vätern, nämlich kritische Wissenschaft betreibende Lehrer, die mit uns gemeinsam gesellschaftliche Veränderungen vorantreiben wollten. Darüber, wie verstrickt auch sie in den Nationalsozialismus gewesen sein könnten, habe ich zumindest mir damals keine Gedanken gemacht. Sie sollten anders sein als unsere Eltern, denen wir mit vorwurfsvollen Fragen entgegentraten: „Warum habt ihr nichts dagegen unternommen?“ Die fortschrittlichen Professoren sollten im Kontrast zu unsern Eltern stehen und waren fast eher große Brüder als distanzierte Autoritäten.

Aber wir sahen dadurch nicht, daß es auch eine Generationenkluft gab. Gerade die Hochschullehrer und Psychoanalytiker, die sich von ihrer Institution und ihrem emanzipatorischen Anspruch her zum Schweigen über ihre eigene Verstrickung in den Nationalsozialismus genötigt sahen, litten auch unter dieser Bürde. Schon innerhalb ihrer Generation, also unter Kollegen, schwiegen sie über ihr Erleben, und uns Jüngeren gegenüber folglich erst recht. Sie hätten unsere Idealisierungen sicher nicht zerstören wollen - wenn ihnen diese überhaupt bewußt waren. Denn sie waren ja mit anderem befaßt: Mit ihrem Leid, mit den „Dingen, über die man besser nicht mehr spricht“, auch, wie der eben zitierte Satz anklingen läßt, mit einer Sehnsucht, von uns als der jüngeren Generation verstanden und entlastet zu werden. Sie hatten Angst, daß sie, die Flakhelfer und gerade noch zur Wehrmacht eingezogenen Männer, die mit und in der HJ aufgewachsen waren, von der Nachkriegsgeneration genauso angegriffen und zur Rechenschaft gezogen werden wie die ältere Generation. Es mag sein, daß sie also doch Angst hatten vor einem „Vatermord“, während wir sie idealisieren und uns als Leitfiguren erhalten wollten.

Die Generation der damals jungen, progressiven Hochschullehrer hatte ja selbst keine Väter, die ihnen Leitfiguren sein konnten. Sie waren wohl in gewisser Weise selbst nie erwachsen geworden, denn die frühe Verwicklung in den Krieg hatte ihre Jugend als unbeschwerte Experimentierphase zerstört. Es mag sein, daß sie in der aufbruchsfreudigen Nachkriegsgeneration eher Verbündete oder gar Tröster gesucht hat, die sie als Verführte und Mißbrauchte eines grauenhaften Systems verstehen und entlasten sollten. Damit waren nun wieder die Jüngeren überfordert, die sich gerade für Wehrdienstverweigerung engagierten und kaum in junge Männer hätten einfühlen können, die für eine vermeintlich „gute Sache“ in den Krieg zogen. Mit dieser Sehnsucht nach Verständnis, mit den Parentifizierungsstrebungen der älteren Generation waren die Nachkriegsstudierenden überfordert. So gab es keine Struktur im Generationenverhältnis, alles blieb verschwommen, ungeklärt, vielfach auch inzestuös.

Die Unfähigkeit zu trösten

Die beiden Zitate der Hochschullehrer und Psychoanalytiker machen eins deutlich: Sie litten unter ihrer Geschichte, ihrem Tun und Erleben, ihren Verstrickungen, ohne daß sie es bearbeiten konnten. Die Zeit war noch nicht gekommen, es sagbar zu machen. Aus heutiger Sicht, dreißig Jahre nach den hier erinnerten 80er Jahren, selbst älter und erfahrener geworden und mit neuem theoretischen Wissen, insbesondere zur Traumalogie, ist erkennbar: Auch in der Generation der am Nationalsozialismus Beteiligten sind viele Menschen zunächst einmal als Opfer zu sehen, als Beschädigte, Betrogene, Traumatisierte. Wenn das, was sie erlitten haben, nicht sagbar wird und unbearbeitet bleibt, verstellt es den Zugang zum Nachdenken über alles weitere. Wenn und solange die Beschädigten kein Mitgefühl für ihre Verletzungen und Verstörungen erfahren, können sie auch kein Mitgefühl für die Verfolgten und Ermordeten haben. Und übrigens dann auch nicht für die nachkommende Generation.

Nur ein „auf das Leid zentrierter Zugang“ (Radebold 2009, S. 128) macht den Älteren das Sprechen über ihr Erleben möglich und eröffnet damit die Chance zu seelischen Lösungen aus der traumatischen Erstarrung. José Brunner (2004, S. 8; s.a. 2014) hat gezeigt, daß nur eine Gesellschaft, die die Verletzlichkeit und Verwundbarkeit des Menschen durchgehend für alle Mitglieder - auch für Täter und selbst für Mörder - anerkennt, die Möglichkeit eröffnet, Leid zu benennen und Traumata zu bearbeiten. Für den Dialog der Generationen heißt das auch, dass die Älteren sich nicht öffnen konnten, solange wir Jüngeren ihnen anklagend begegneten. Nur wenn es uns Jüngeren gelingt, die Leidenserfahrung der Tätergeneration vor allem ändern aufzunehmen, kann ein Gespräch in Gang kommen, das der Nachkriegsgeneration neue Einsichten über ihre Vorgeschichte eröffnet (Waldeck 2014). Die Bereitschaft der Jüngeren, sich auch die Dinge anzuhören, „über die man besser nicht mehr spricht“, ist unabdingbar für einen Dialog der Generationen.

Sich auf das Leid zu zentrieren, sich ihm anzunähern, haben Lorenzer, Kutter und ihre Kollegen sicher immer wieder angestrebt. Aber in den 80er Jahren stand dem Sich-Einlassen auf Leid noch zuviel entgegen. Als Deutsche, die in den Nationalsozialismus verstrickt und schuldig geworden waren, sahen sich die Vorkriegs- und Kriegsgeneration mit der „Unfähigkeit zu trauern“ konfrontiert, die Alexander und Margarete Mitscherlich diagnostiziert hatten. Aufgrund dieser kühlen Diagnose forderten sie, daß die Deutschen „Einsicht“ zeigen sollten in ihr Tun, ihre Täterschaft, ihre Idealisierungen. Aber dieser eher pädagogisch-moralisierende Gestus half nicht wirklich, einen Trauerprozeß in Gang zu bringen, wie die Autoren im Nachwort von 1970 (A. und M. Mitscherlich 1977, S. 358) auch feststellen. Die Gesellschaft - und damit auch ihre Analytiker - war noch weit davon entfernt, die Verletzlichkeit des Menschen ins Zentrum zu stellen. Dann wäre vielleicht die Frage nach der „Angst zu trauern“ aufgekommen, die in psychoanalytischen Behandlungen vielleicht angegangen wurde, nicht aber auf gesellschaftlicher Ebene.

Denn Trauern kann nur jemand, der zumindest einen Funken Hoffnung darauf hat, Trost zu finden. Sonst ist Trauer der Sturz ins Leere, löst panische Angst aus und muß abgewehrt werden. Der Gedanke, dass man durch in einem Trauerprozeß auch unerwartet

Trost finden kann, hilft demjenigen nicht, der die Hoffnung gar nicht kennt. Jemanden zum Trauern ermutigen, das zeigt die therapeutische Praxis, ist dann möglich, wenn der im Leid erstarrte Mensch die Erfahrung macht, dass ein anderer versucht, sich in sein Erleben hineinzusetzen und etwas davon sagbar zu machen, weil der Leidende dadurch spüren kann, dass der andere etwas Ähnliches kennt. Genau das aber war Tabu und ist es vielfach noch immer: Zu sagen oder auch nur aufscheinen zu lassen, dass einem Leid, Schwäche, Schuldigwerden und Scham nicht fremd sind. Denn zu sagen: „Das Gefühl kenne ich auch!“ oder: „Das und das habe ich getan...“ oder: „ich mag es kaum erinnern, es war so grauenhaft..“, das alles sind Sätze, die damals sämtliche Seminare und Forschungsgruppen gesprengt hätten. Es wären Sätze mit sehr viel Selbstpreisgabe. Aber genau solche damals unsagbaren Sätze wären es, die beim Gegenüber Hoffnung aufkeimen lassen könnten, sich verständigen zu können und verstanden zu werden - und damit auch: Trost zu finden. Dann wäre das Schweigen zu überwinden und eine Rückkehr zur Lebendigkeit möglich.

Literatur:

Bachmann, I. 1982: Frankfurter Vorlesungen: Probleme zeitgenössischer Dichtung. In: Werke Band 4, Piper Verlag München

Brunner, J. 2004: Politik der Traumatisierung. Zur Geschichte des verletzbaren Individuums. In: WestEND. Neue Zeitschrift für Sozialforschung, 1. Jg., Heft 1, S. 7-24

Brunner, J. 2014: Die Politik des Traumas. Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main

Busch, H.-J. und Krovoza, A. (Hg.) 1989: Subjektivität und Geschichte. Perspektiven politischer Psychologie. Nexus Verlag Frankfurt am Main

Erdheim, M. 1988: Psychoanalyse und Sozialforschung. Zusammen mit Maya Nadig. In: Die Psychoanalyse und das Unbewusste in der Kultur. Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main

Hölscher, I. u.a. 1988: Heimliche Kontinuitäten. Ein Erfahrungsbericht über die eigenen Grenzen im Umgang mit der Frage nach dem (Frauen-)Alltag im Nationalsozialismus. In: Heimannsber, B., Schmidt, C.J. (Hrsg.): Das kollektive Schweigen. Asanger Verlag Heidelberg

- Lohl, J. / Moré, A. (Hg.) 2014: Unbewusste Erbschaften des Nationalsozialismus. Psychoanalytische, sozialpsychologische und historische Studien. Psychosozial-Verlag Giessen
- Lorenzer, A. 1986: Tiefenhermeneutische Kulturanalyse. In: König, H.-D. u.a.: Kultur-Analysen. Psychoanalytische Studien zur Kultur. Fischer Verlag Frankfurt am Main
- Mitscherlich, A. und Mitscherlich, M. 1977: Die Unfähigkeit zu trauern. Piper Verlag München
- Radebold, H. 2009: Die dunklen Schatten unserer Vergangenheit. Klett-Cotta, Stuttgart
- Rösing, W.: Ausschnitte eines Gesprächs mit Prof. Dr. Aloys Leber vom 4. September 2009 für den Film „Analytische Therapie für Kinder - Zur Geschichte des Anna-Freud-Instituts“ (© 2013). DVD für eine Gedenkveranstaltung am 25. April 2015 für Aloys Leber
- Waldeck, R. 1989: Jugend im Nationalsozialismus - ein Erbe unserer Mütter. In: H.-J. Busch/A. Krovoza (Hg.): Subjektivität und Geschichte. Nexus Verlag, Frankfurt am Main
- Waldeck, R. 1992: "Heikel bis heute": Frauen und Nationalsozialismus. Der Opfermythos in Christa Wolfs Roman "Kindheitsmuster". Brandes & Apsel Verlag, Frankfurt am Main
- Waldeck, R. 2014: Spuren des Grauens. Über Kriegserlebnisse der Väter und ihre Schatten auf die Nachkriegsgeneration. In: J. Lohl / A. Moré (Hg.): Unbewusste Erbschaften des Nationalsozialismus. Psychoanalytische, sozialpsychologische und historische Studien. Psychosozial-Verlag Giessen